

# Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 20. 1895.

## Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Unter denen, die Bertrand's Worte verstanden hatten, war zunächst Andras, ein wüster Burfsche, tüchtig und feig zugleich, der, längst Grigorj neidig um dessen Ansehen, nach einem Anlaß lauerte, um selbst sich hervorzuthun.

Mit grinsendem Gesichte sprang er vor und schrie der Menge zu, daß der „verfluchte Deutsche“ sie beschimpft habe. Wild fuhr er mit den Händen herum und in den Ecken seines breiten Mundes sammelte sich Speichel, so sehr ereiferte er sich. Ein Geheul antwortete ihm, und wie eine von plötzlich einfallender Bora aufgepeitschte

Woge stüthete der Haufen über den schmalen Streifen leeren Raumes, der bisher die beiden Gruppen geschieden hatte. Auch Grigorj rief in die Menge, doch die Macht seines Wortes schien erlahmt, die rückwärts standen, sahen auf ihn, die Vorderen aber drängten sich mit fletschenden Gesichtern an die Fremden heran.

„Jetzt ist's Zeit,“ flüsterte Daubrac dem Freunde zu und suchte verstoßen diesem etwas in die Hand zu drücken.

Andras bemerkte die Bewegung, wie ein Falke stieß

er auf die Hand Léon's los und mit rohem Griffe hatte er diesem den Gegenstand entzissen.

„He, ihr wollt noch Zucker fressen, um uns zu höhnen!“ schrie er Daubrac an und hielt sein Gesicht diesem so nahe, daß der ekle Odem den Baron zurückschrecken ließ. „Zucker auch gut für uns arme Leute, nicht nur für verdammte Deutsche.“ Und mit höhnischer Grimasse schob er die Pastille in den Mund, welche er Léon entzissen hatte. Dann sich wieder zu dem Haufen wendend, schrie er, dabei streckte er seine kralligen Finger nach dem Arm Bertrand's aus: „hängt sie an den Schachtthurn, diese verdammten Deutschen, oder werft sie in die Grube, wie es gute alte Sitte bei unserm Volke war. Verdammniß den Verräthern! Sie sollen nicht lebendig uns entkommen, so wahr ich lebe!“

Hunderte von Händen fuhren in die Luft und schienen nach den Unglücklichen greifen zu wollen, Hunderte von heiseren Kehlen brüllten: „Verdammniß den Verfluchten!“ — Da urplötzliche Stille, als ob die Erde sich geöffnet und das Getümmel verschlungen hätte, die ausgestreckten Hände schienen versteinert, die offenen Mäuler erstarrt zu sein.

„So wahr ich lebe!“ hatte kreischend Andras geschrien, im selben Augenblicke war er wie vom Blitze getroffen zusammengesunken; ohne zu zucken, steif und starr, mit weit aufgerissenen verglasten Augen, die Züge scheußlich verzerrt lag er auf dem Boden hingestreckt zu den Füßen Bertrand's.

Ein furchtbarer Schauer packte die Menge, die Weiber wichen zuerst zurück, mit wilder

Angst den Todten betrachtend, abergläubische Scheu und Entsetzen durchrüttelte auch die Männer. Und da tönte in die Stille mit melodischer weicher Stimme und doch mit mächtigem Klange: „Gott hat ihn gerichtet, weil er gefrevelt hat.“

Grigorj hatte es gesprochen, und dabei hafteten seine Blicke auf Bertrand, als wolle er diesen mit der Macht seiner Augen bannen. Dieser verstand ihn.

„Ich weiß, daß es mit natürlichen Dingen zugeht,“ — das war in den Augen des



Straußenjagd in Südamerika. (S. 155)



Niesen zu lesen — „aber ich will euch retten, weil es mir so gefällt, und weil ich allein diese Leute da beherrschen will.“

„Hört, ihr Brüder,“ fuhr nun Grigorj fort, „Gott will, daß wir Frieden suchen mit den Herren, ich werde für euch reden und“ — seine Stimme schwoll mächtig an und dröhnte zürnend — „wenn euch nicht Gerechtigkeit wird, dann straft Gott die Ungerechten so wie diesen da.“ Und verächtlich stieß er mit dem Fuße an die Leiche.

Das Entsetzen war allmählig verflogen, die Leute wagten sich wieder heran. „Die Here dort hat es gethan,“ murzte plötzlich ein Weib, das neben Grigorj stand, und deutete auf Suska. Und rasch ging es von Mund zu Mund: „Die Here hat's gethan!“ Mit raschem Griffe riß Grigorj das Weib zurück, welches die verhängnisvolle Losung ausgesprochen hatte, und dann donnerte er der Menge zu: „Ich werde richten, wenn jene Dirne dort sich versündigt hat. Versteht Einer von euch den Bösen zu bannen?“ Alles schwieg. „Nun, so gebt sie in meine Hand! Ich werde ihre Seele retten.“

Eine furchtbare Blässe überzog das Antlitz des Mädchens, ein Schauer durchrieselte ihren Körper, aber sie blieb aufrecht und wankte nicht, nur ihr Auge hatte allen Glanz verloren, und unheimlich war es zu schauen, wie das Auge einer Blinden, tief und dunkel, wie die Finsterniß der Urnacht.

„Herr, das Mädchen da müßt Ihr in meine Hand geben,“ redete nun Grigorj wieder in deutscher Sprache Bertrand an. „Euch bringt es Unheil.“

„Niemals!“ rief im aufwallenden Gefühle Jener aus und machte eine Bewegung, als wolle er Suska schützen.

„Es muß so sein, wie Grigorj sagt,“ begann mit tonloser Stimme das Mädchen; „ich danke Euch, Herr, daß Ihr es gut meint mit mir, aber es muß sein. Es wäre dieser Aller Tod, wolltet Ihr Euch weigern,“ flüsterte sie leise.

„Was wollt Ihr mit dem Mädchen?“ fragte Bertrand, dessen ritterlicher Sinn sich dagegen sträubte, dem Begehren des Niesen zu willfahren.

„Tragt nicht darnach,“ gab Jener finster zur Antwort, „was kümmert Euch diese da! Seid Ihr um der Dirne willen gekommen? Ihr sagtet früher einen anderen Grund.“

„Laßt mich, Herr,“ murmelte Suska; „ich muß ihm gehorchen. Und Ihr, Herr, auch.“

„Ihr seht ja,“ fuhr Grigorj fort, da Bertrand ungeschlüssig von Einem zum Anderen sah, „sie fügt sich. Wollt Ihr es ihr wehren?“

„Wenn Du ihm vertraust,“ sagte nun Bertrand, indem er Suska's Hand faßte und mit-leidsvoll ihr schönes Gesicht betrachtete, „so mag es sein. Vergiß aber nicht, daß ich stets bereit bin, Dir zu helfen, wenn Du meiner bedarfst. Ich bin nicht gewohnt, undankbar zu sein, und Dir schulde ich viel.“

„Nun, Herr, laßt doch die Dirne,“ unterbrach ihn rauh Grigorj. „Reden wir von dem, was Ihr von uns begehrt.“

„Hier an diesem Orte? Vor Allen?“ fragte Bertrand.

„Ihr habt Recht, Herr,“ entgegnete der Niese. — „Geht nach Hause und wartet, bis ich zu euch reden werde!“ rief er den Leuten zu. „Ihr da, Pal Suppan, Jan Sedlowski, Wiloz Negotic“ — er deutete dabei auf einige Männer — „kommt mit mir, wir werden mit den Herren reden.“

Die Menge ging auseinander. Grigorj hatte gewartet, bis Alle sich entfernt hatten, jetzt gab er seinen drei Genossen ein Zeichen und überschritt vor Bertrand die Schwelle des Werkhauses. „Kommt nun, Herr, auch die Deutschen da mögen Euch folgen.“ Er meinte die Steiger, die Bertrand berufen hatte.

Mit der Würde eines Mannes, der das Recht besitzt, zu befehlen, hatte er diese Weisung gegeben, und Niemand, auch Bertrand nicht, hätte es gewagt, diesem Menschen zu widersprechen.

Die Männer hatten das Haus betreten. Durch das Frühgewöl, welches in Streifen den Horizont umsäumte, brach jetzt die Sonne, ihr blendendes Licht tauchte die Landschaft in rosigem Schimmer. Auf der Schwelle des Hauses kauerte eine dunkle Gestalt, in sich zusammengesunken, ab und zu wie im Fieber erschauernd. Die leuchtende Frühlingssonne an dem Himmel warf keinen Strahl in die Nacht, welche die Seele Suska's in diesem Augenblicke umfing. Für sie war die Welt todt, so todt wie der Leichnam, der wenige Schritte vor ihr noch auf der StraÙe lag.

11.

Daubrac und Léon saßen im Obergeschoße auf den Bänken, auf welchen sie die Nacht verbracht hatten. Der Baron rauchte behaglich eine Cigarette und betrachtete etwas spöttisch das bleiche Gesicht Léon's.

„Du scheinst furchtbar hungerig zu sein, Léon.“

„Ich fühle wirklich gar kein Bedürfniß nach einem Frühstück,“ versicherte Jener, und ein leiser Seufzer bekräftigte die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses.

„Dann beneide ich Dich; ich habe jetzt keinen anderen Wunsch, als daß man mir ein gutes Frühstück servire. Pah, das Glück wird wohl auch dafür sorgen. Es lebe das Glück!“

Léon lächelte. „Es scheint, daß Du Dich hier ganz wohl fühlst.“

„Außerordentlich! Bis auf den Hunger, um ehrlich zu sein. Weshalb auch nicht? Denke doch nur, welch' reizende Abenteuer wir erlebt haben! Wie wird man uns beneiden!“

Léon erlaubte sich, bescheidene Zweifel zu äußern, ob wirklich das soeben durchlebte Abenteuer „reizend“ gewesen sei.

„Du siehst ja,“ belehrte ihn Daubrac, „wie uns das Glück hold ist. Das Glück fügt es, daß Deine Hand zittert —“

„Ich habe nicht gezittert,“ protestirte Léon, doch der Baron fuhr unbeirrt fort:

„Daß Deine Hand zittert, als ich Dir die Pastille reiche, die uns den Insulten entziehen sollte; das Glück fügt es, daß der tolle Bursche, der offenbar äußerst lebenswürdige Absichten hegte, das Ding bemerkt und für einen Bonbon hält. Wäre es da nicht ein Verbrechen, an dem Glücke zu zweifeln, ihm zu mißtrauen? Nein, mein Freund, ich glaube an das Glück, ich vertraue ihm so sehr, daß ich hier ruhig warte, bis es mir ein Frühstück sendet; und ich wette, daß es wieder in Gestalt eines holden Weibes erscheinen wird, um meinen Hunger zu stillen. Hältst Du die Wette, Léon?“

„Wenn nun aber jener Bursche Deine Pastille nicht verschlungen hätte?“ bemerkte nachdenklich Léon, ohne auf die letzte Frage zu antworten.

„Pah, dann wären eben wir Beide zum Ruhme des großen Chemikers Daubrac gestorben. Es hätte mich im Grunde interessirt, die Wirkung meines Präparates an mir zu erproben.“

„Ich ziehe es entschieden vor, zu Deinem Ruhme zu leben,“ versicherte sehr nachdrücklich Léon.

„Im Vertrauen gesagt, ich auch,“ lachte der Baron.

Im unteren Geschoße war das Gespräch ernsthafter. Herr v. Bertrand fand in Grigorj einen Mann, der die Schlaueit und Geriebensheit eines Diplomaten besaß, und zudem sich des Vortheils bewußt war, daß der Andere gewissermaßen ganz in seiner Macht sei. Auch

die deutschen Steiger hielten jetzt zu dem Führer und unterstützten dessen Forderungen. Mehr aus Instinkt zögerte Bertrand, auf alle diese Forderungen einzugehen, da er sich sagte, daß die Arbeiter gewiß Manches verlangen würden, was wider die Interessen des Eigentümers sei. Das freilich konnte er nicht recht beurtheilen, da ihm die Kenntniß der Verhältnisse fehlte; wenn er seinem Gefühle folgen wollte, so mußte er Alles zugestehen. Er fand im Grunde das, was Grigorj forderte, menschlich und billig, und begriff eigentlich nicht recht, warum man das den Leuten verweigert hatte. Lohn, um sich satt essen zu können, Sicherheit der Betriebseinrichtungen, um nicht stündlich einem furchtbaren Tode entgegen harren zu müssen, Ruhezeit, um dem übermüdeten Körper Schlaf gönnen zu dürfen; Befreiung von dem Zwange, die Bedürfnisse von der Verwaltung zu kaufen — in den Augen Bertrand's waren das Dinge, die sich von selbst verstanden. Sein Herz stand auf Seite der Leute, wenn auch sein Mund, einem dunklen Instinkte gehorchend, Einwendungen erhob, auf denen er nicht beharren konnte und mochte.

Endlich kam man zum Schluß. Einen Augenblick leuchtete es in den Augen Grigorj's auf, doch im nächsten sagte er mit seiner einschmeichelnden Stimme, sich demüthig neigend: „Wir küssen Euch die FüÙe, Herr, daß Ihr so gut gegen uns seid. Ich werde es meinen Brüdern sagen, und sie werden Euch segnen, denn Ihr habt uns Friede und Freude gebracht. Gott schütze Euch, Herr, und vergelte es an Euren Kindern.“

Es war etwas Feierliches in dem Tone, mit dem der letzte Satz gesprochen wurde, und dies hielt Bertrand ab, über den Segensspruch zu lächeln.

„Ich erwarte nun, daß Alle zur Arbeit zurückkehren; morgen können die Beamten wieder hier eintreffen, und dann sei Jeder auf seinem Posten. Die Steiger mögen mir dann die Liste ihrer Arbeiter vorlegen, ich will Jedem für zwei Tage Lohn anweisen —“

„Glückauf! Das ist ein gutes Wort!“ unterbrach ihn einer der Deutschen. „Glückauf!“ riefen die Anderen nach.

Nur Grigorj schwieg und beugte sich lauschend gegen das Fenster. Ein fremdartiger Ton war an sein Ohr gedrungen, jetzt vernahm man ihn schon deutlicher; es klang wie Trompetenschall. Auch die Anderen stutzten und lauschten, es war kein Zweifel, das waren Trompetensignale von Reitern.

Grigorj warf einen finsternen Blick auf Bertrand, der unwillkürlich erblaßt war. „Herr,“ sprach er langsam, und jedes Wort fiel wie Blei von seinen Lippen, „war Eure Rede so freundlich, um uns zu täuschen? Wolltet Ihr uns mit glatten Worten hinhalten, bis Eure Soldaten kommen? Sprecht, Herr; ist es Ber-rath oder nicht?“

„Bei Gott, mein Wort darauf; ich gab Weisung, daß das Militär zurückbleibe! Ich rief sie nicht und will gehen, um sie zurückzuschicken.“ Bertrand schickte sich an, das Gemach zu verlassen, jedoch Grigorj trat ihm in den Weg.

„Halt, Herr, wir gehen Alle, und ich bleibe an Eurer Seite.“ In dem Tone lag keine Drohung, aber der Blick Grigorj's sprach deutlich genug: „Meine Faust schlägt Dich nieder, ehe die Reiter Dich in ihre Mitte nehmen können.“

„Es sind Alanen!“ rief einer der Männer jetzt vom Fenster her.

„Alanen! Ich sah gestern doch nur Infanterie,“ erwiderte selbst erstaunt Bertrand. „Kommt, Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich kein Verräther bin.“

„Um so besser,“ murmelte Grigorj.



Die ganze Schaar verließ das Haus und schritt eilig der Landstraße zu. Auf den Wegen zwischen den Schachtgebäuden und Arbeiterhäusern sah man schon Leute sich sammeln, welche der Trompetenschall hervorgehört hatte; ein Theil schloß sich dem Gefolge Bertrand's an, den manch' wilder Blick traf, manche Verwünschung in's Ohr klang.

Er hatte die Landstraße eben in dem Augenblicke erreicht, als sich die Reiter der Stelle näherten, wo der Fußweg einmündete. Es war eine halbe Schwadron Ulanen, die herankam, an ihrer Spitze neben dem Offizier ein Mann in rothem Jagdrock, eine lange Hezpeitsche in der Hand, der einen prachtvollen Klapphengst ritt. Das Thier fesselte das Kennerauge Bertrand's mehr, als der ganze Zug; er gestand sich, selten ein so edelgeformtes Rennpferd gesehen zu haben.

„Wer ist der Herr neben dem Offizier?“ fragte er Grigorj, ohne seinen Blick von dem Reiter abzuwenden.

„Graf Drlau; Gott möge ihn verdammen!“ stieß Jener hervor.

Nun waren die Reiter ganz nahe herangekommen, Bertrand trat einige Schritte vor, ihm dicht zur Seite blieb Grigorj, die Anderen zogen es vor, sich im Hintergrunde zu halten.

„Herr Graf,“ rief in französischer Sprache Bertrand dem Rothrocke zu, „ich bitte Befehl zu geben, daß die Soldaten halten.“

Der Graf hielt sein Pferd an und sprach einige Worte mit dem Offizier, der dann einen Befehl gab. Als bald hielt die Schaar, und rasselnd fuhren die Säbel der Soldaten in die Scheiden.

Der Offizier und Graf Drlau ritten noch einige Schritte vor, Letzter legte grüßend die Hand an den Hut und sah mit einem fragenden Blick auf Bertrand nieder.

Dieser erwiderte höflich den Gruß und stellte sich zunächst vor: „Edmund v. Bertrand, Bevollmächtigter des Baron Snyders.“

„Herr Lieutenant v. Köhn; mein eigener Name scheint Ihnen schon bekannt zu sein, Graf Drlau auf Karlowa;“ damit war der höflichen Sitte genügt.

Der Graf reichte nun vom Pferde herab Bertrand die Hand. „Sehe mit Vergnügen“ — er sprach französisch — „daß man einen Kavaller hierher sandte, um die Dinge in Ordnung zu bringen. Wie es scheint, komme ich übrigens zu spät, oder bedürfen Sie noch der Hilfe?“

„Ich danke; vielmehr würde ich bitten, die Soldaten ehestens wieder heimzuschicken,“ entgegnete Bertrand.

„Haben wohl selbst Militär genügend mitgebracht?“

„Nein, ich kam allein, das heißt nur von zwei Freunden begleitet, welche einer Wette halber mitfuhren.“

Der Graf sah Bertrand mit unverhohlenem Erstaunen an. „Allein? Und Sie haben die Leute zur Vernunft gebracht? Ich beglückwünsche Sie aufrichtig! Das nenne ich Muth und Geschick!“ Und er reichte Bertrand nochmals die Hand.

Jetzt mißte sich auch der Offizier in das Gespräch. „Sie bedürfen also wirklich keiner Unterstützung? Offen gestanden, ist es mir lieb, wenn ich meine Leute wieder in ihr Quartier führen darf; ich unternahm den Zug hierher auf eigene Verantwortung, oder besser gesagt, auf jene des Herrn Grafen hin.“

„Ich hätte schon dafür gesorgt, daß Ihnen kein Vorwurf gemacht worden wäre, Herr Lieutenant,“ bemerkte Graf Drlau selbstbewußt; „immerhin bleibt uns jetzt jegliche Verdrüßlichkeit erspart; Sie hätten einfach einen Uebungsritt gemacht, können Sie Jedem sagen, der darnach fragt. — Ich bedaure,“ wandte er sich

dann zu Bertrand, „daß es mir nicht vergönnt war, Ihnen einen Dienst zu leisten; ich hoffe jedoch, Sie werden mir das Vergnügen bereiten, Sie auf Karlowa als Gast begrüßen zu dürfen. Dann können Sie mir auch von der Wette erzählen, von der Sie vorhin sprachen.“

„Und ich muß bedauern,“ erwiderte ebenso höflich Bertrand, „daß ich leider Sie nicht einmal zu einem Frühstücke einladen kann. Das Werksgelände ist etwas arg mitgenommen, und dann — ich weiß vorerst nicht einmal, ob ich selbst etwas zu essen finden werde.“

„Ah,“ rief erfreut der Graf, „dann bin ich doch nicht ganz vergeblich gekommen. Wenn auch nicht mit dem Schwerte, so kann ich Ihnen mit meinem Proviantwagen beibringen, belagerten Festungen sind auch letztere willkommen. Ich werde mir gestatten, Ihnen in Ihrem Hause ein Frühstück anzubieten; Herr Lieutenant, Sie leisten uns wohl Gesellschaft?“

Der Offizier verneigte sich. „Ich lasse den Zug von meinem Wachtmeister heimsühren —“

Der Graf unterbrach ihn: „Ja, und senden Sie eine Ordonnanz voraus, Franziska möge sich beeilen.“

Kommandoworte erschollen, die Unteroffiziere ritten die Reihen entlang, die nun Kehrt machten, und in raschem Trab verschwanden die Ulanen bald im Straßenstaube. Dafür erschien in der weißlichen Wolke desselben eine geschlossene Kalesche, welche in scharfem Tempo daherkam.

„Wir hatten uns ganz felddriegsmäßig vorbereitet,“ erläuterte inzwischen Graf Drlau, „und auch für einen Sanitätstrain gesorgt. Meine Nichte, Baronesse Franziska, hatte es sich nicht nehmen lassen, als barmherzige Schwester den Feldzug mitzumachen — das Mädel hat Courage — und ließ einen Wagen vollpacken mit allerlei Verbandszeug und Liebesgaben, unter welchen sich gewiß auch die nöthigen Bestandtheile zu einem anständigen Frühstücke finden dürften. Ich glaube nicht, daß sie des leiblichen Wohls ihres Onkels General, mit welcher Würde sie mich bereits bekleidete, vergessen hätte.“

Der Wagen hielt jetzt hinter den Reitern. „Was ist's, Onkel Ferdi, weshalb kehren die Ulanen um?“ rief eine jugendlich helle Stimme aus dem Wagen heraus.

„Wir haben uns blamirt, Franziska,“ gab mit heiterem Lächeln der Graf zur Antwort, „die ganze Revolution hat ein einziger Mann mit seinem Spazierstöckchen niedergeschlagen. Ich stelle Dir den Helden vor, Herr v. Bertrand aus Paris, der General-Gewaltige von R. — Meine Nichte, Franziska Freiin v. Busau.“

Bertrand sah in ein anmuthiges Antlitz, aus welchem zwei lebhaft blaue Augen durch einen Kneifer mit unverhohlenem Interesse ihn musterten. Ein grauer Schleier, der von einem niederen Männerhute herabhing, verhüllte halb die Stirne und ganz das Haar gelockt, ein dunkles einfaches Wollentkleid fiel bis auf die Füße herab, nur der elegante weiße Handschuh, den Bertrand jetzt zwischen den Fingerspitzen fühlte, war das Einzige, was auf vornehmen Luxus deuten konnte.

„Da haben Sie Onkel Ferdi schön den Spaß verdorben,“ sagte sie freundlich, „er freute sich förmlich auf den kleinen Krieg und auf — Feldherrnlorbeeren.“

„Mein altes Pech,“ warf der Graf ein, noch ehe Bertrand antworten konnte; „mich haben sie als Mittmeister in den Ruhestand versetzt, sechs Monate vor dem Feldzuge, und wenn ich auf eigene Faust einmal Krieg führen will, wird Friede geschlossen, ehe ich mobil bin. Doch wir plaudern hier und vergessen ganz, daß in der entsetzten Festung der bleiche Hunger herrscht. Unser hat man nicht bedurft, Du aber erscheinst willkommen, Franziska: Deinem Proviant soll

Chre widerfahren. — Vorwärts, Kutscher, zum Amtsgebäude.“

Nun erst konnte Bertrand, neben dem langsam dahinrollenden Wagen einhergehend, der Baronesse einige höfliche Worte sagen, die sich dann lebhaft nach den Vorgängen erkundigte. Bertrand fand es jedoch für gerathen, vorläufig nicht zu eingehend über die Geschehnisse zu berichten. Als man sich in Bewegung setzte, hatte er sich nach Grigorj umgeblickt, der aber war inzwischen verschwunden. Auch die anderen Männer waren Einer nach dem Andern gegangen, nachdem die Soldaten umgekehrt waren.

Der Wagen hielt vor dem Amtshause. Bertrand half galant der Baronesse aus dem Wagen. Die beiden Reiter banden ihre Pferde mit den Zügeln an die Trümmer der Fensterekreuze, während der Diener, welcher neben dem Kutscher gegessen hatte, sich beeilte, einige Körbe aus dem Wagenkasten heraus zu befördern.

Da hörte Bertrand oben die Stimme seines Freundes Daubrac, der mit der Hand auf die Schulter Léon's schlug und triumphirend ausrief: „Siehst Du, mein Junge, da kommt das Glück, und bringt uns ein Frühstück. Und bei Gott, das Glück hat Geschmack; es liebt, sich stets reizend zu verkörpern!“

„Ja! Und diesmal trägt es sogar einen Kneifer auf der Nase, ein Beweis, daß es kurz-sichtig ist.“ Das war der erste Witz, den Léon, der bescheidene gute Junge, in seinem Leben gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Straußenjagd in Südamerika.

(Mit Bild auf Seite 153.)

Der südamerikanische Strauß oder Randu gleicht im Wesentlichen seinem afrikanischen Verwandten, doch sind seine Flügel mehr entwickelt. Gleich diesem ist auch er ein trefflicher Läufer, was ihn aber doch nicht gegen die Nachstellungen der Indianer und der halbblütigen Gauchos, der Viehhirten der südamerikanischen Pampas (Steppen), sichert. Zu einer Straußenjagd, welche unser Bild auf S. 153 darstellt, vereinigen sich stets mehrere berittene Jäger. Vor Allem kommt es darauf an, einen einzelnen Strauß von der Herde zu trennen, wobei die Hunde, eine Blendlingsrasse von großen Metzger- oder Schäferhunden, gute Dienste leisten. Ist das gelungen, so kann man den Strauß auch als verloren betrachten, denn trotz aller Listen, die er anwendet, sind die Verfolger doch bald hinter ihm. Im geeigneten Augenblicke entsendet Einer die um den Kopf geschwungenen Bolas oder Wurflugeln, die selten ihr Ziel verfehlen, und alsbald sieht man dann den Randu über den Boden rollen. Gewöhnlich tödtet ihn schon der gewaltsame Sturz, sonst macht der glückliche Jäger ihn beim Lösen der Bolas durch einen Schlag mit der schweren Kugel den Garaus.

## Burg Karlstein bei Reichenhall.

(Mit Bild auf Seite 156.)

Eine Wegstunde westlich von dem herrlich an der Salzach gelegenen Soolbade Reichenhall ragt nahe an der Landstraße nach Tirol ein steiler Felskegel auf, den die Ruine der alten Burg Karlstein (siehe die Ansicht auf S. 156) krönt. Die ehemalige Residenz der mächtigen Hallgrafen von Plain-Feilstein wurde bereits im 8. Jahrhundert erbaut. Als das Geschlecht des Grafen Plain-Feilstein im 12. Jahrhundert ausstarb, kam die Burg an Bayern, gerieth aber seit Ende des 16. Jahrhunderts, wo sie aufhörte, bewohnt zu sein, in Verfall. Sogar der emporkührende künftige Reitweg zerfiel, so daß man heute auf mühsamem, oft durch hölzerne Treppen verbundenem Pfade hinaufklettern muß. Oben wird man aber durch eine entzückende Aundschau belohnt. Von der Burg selbst steht noch das südliche Thor, ein Theil der nördlichen Zingel- oder Umfassungsmauer und der Ueberrest des alten Wehrthurms mit ungemein dicken Mauern.





Burg Karlstein bei Reichenhall. (S. 155)



Humoristisches.

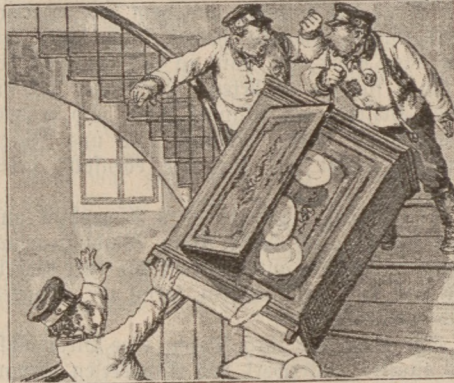
Der Umzug.

Ein Familiendrama in zwölf Bildern mit freier Benützung von Schiller's Glocke.

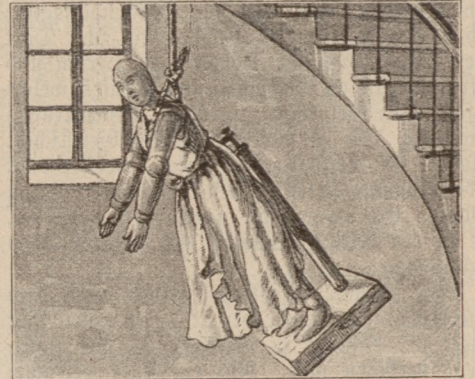
Personen: Siegfried Spachtelhuber, Historienmaler. — Chrimhilde, seine Gattin. — Elisa, ihr Kind. — Ein Hund. — Eine Gliederpuppe. — Packträger. — Fuhrleute. — Gypsfiguren 2c.



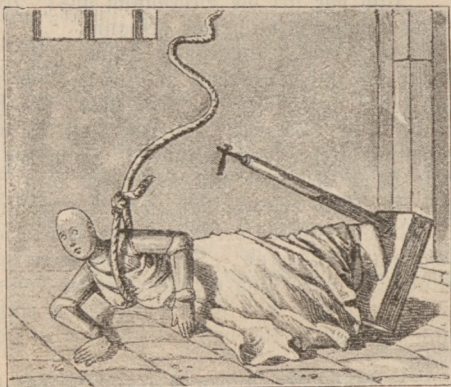
Zum Werke, das wir ernst bereiten,  
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.



Wenn gute Reden sie begleiten,  
Dann fliehet die Arbeit munter fort.



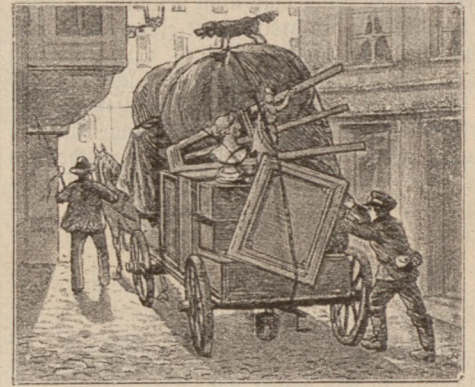
Sie bewegt sich, schwebt —



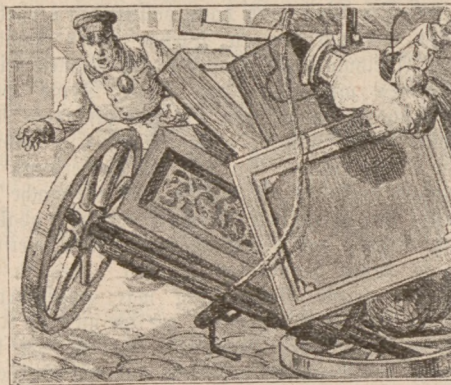
Doch wehe, wenn sie losgelassen —



Und der Vater mit frohem Blick  
Von des Hauses weitschauendem Giebel —



Schwer herein schwanzt der Wagen.



Ah vielleicht, indem wir hoffen,  
Hat uns Unheil schon getroffen.



Thiere wimmern unter Trümmern.



Ah, die Gattin ist's, die theure!



Da werden Weiber zu Hyänen.



Er zählt die Häupter seiner Lieben.



Drum prüfe, wer sich ewig bindet.



Nur ein Versehen.

Erzählung von W. Pieslmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Stolz rauschte der gewaltige Flußdampfer den Dniepr hinunter. Rechts und links dehnte sich unabsehbar das flache Ufer aus, auf dem nirgends eine menschliche Ansiedelung zu sehen war, nur hin und wieder bewiesen einige schlecht bestellte Felder, daß Menschenansiedelungen in der Nähe sein mußten. Das Schiff, auf der Fahrt nach dem berühmtesten russischen Wallfahrtsorte Kiew begriffen, war dicht besetzt. Auf dem Oberdeck, auf dem die Kajütenpassagiere sich befanden, ging es recht lustig zu. Dort oben saßen vornehme Damen und Herren und erfrischten sich an Getränken und Speisen, welche eifertige Kellner ihnen zutrug. Einen krassen Gegensatz aber zu dieser eleganten Gesellschaft bildeten die Deckpassagiere unten, welche, dicht neben einander hockend, jeden verfügbaren Raum füllten. Es waren fast ausnahmslos Pilger, die zu den heiligen Stätten des uralten Kiew wallfahrten.

Eine schmale Eisentreppe führte nach dem Oberdeck hinauf, keiner der Leute da unten aber wagte es, dasselbe zu betreten, da dies ihnen streng verboten war. Nur ein Kind versuchte es, die glatte und steile Treppe zu erklettern.

Es war ein häßliches, halb blödsinniges Wesen, dessen Alter man nicht bestimmen konnte, da das Gesicht fast greisenhafte Züge trug. Der Kopf des unglücklichen Kindes war unförmig groß, seine Gliedmaßen mager und schwach, und es bewegte sich daher höchst unbeholfen. Dabei stieß es Töne aus, die eher mit den unartikulirten Lauten eines Thieres, als der Sprache des Menschen Ähnlichkeit hatten. Unter offenbar freudigen Aeußerungen bemühte sich der arme Blödsinnige, Stufe um Stufe der eisernen Treppe zu ersteigen.

Plötzlich stieß er einen heiseren Schreieschrei aus, und im nächsten Augenblick rollte er die Treppe hinunter, dabei hart auf die Kante der untersten Stufe mit dem Kopfe aufschlagend, so daß sofort das Blut herausquoll. Wimmernd blieb dann das unglückliche Wesen liegen, keiner von den Deckpassagieren leistete auch nur die geringste Hilfe. Der tiefe Aberglaube des russischen Volkes betrachtete solch ein Kind als eine Art bösen Geistes, und der gemeine Mann fürchtet, sich durch Berührung desselben Unheil zuzuziehen.

Der gellende Schrei des armen Kindes hatte die Aufmerksamkeit der Kajütenpassagiere erregt, und plötzlich eilte eine junge Dame, die vielleicht im Alter von zwanzig Jahren stehen mochte, die Treppe hinunter. Das Gesicht des Mädchens drückte aufrichtiges Mitleid aus, sie hob den Knaben auf und versuchte mit ihrem Taschentuch das Blut der Kopfwunde zu stillen.

Da drängte sich durch die Menge ein Mann in einfacher, aber anständiger Kleidung, welcher sich mit dem Rufe: „Ilia! mein Ilia!“ auf den Krüppel stürzte.

„Sind Sie der Vater des Kindes?“ fragte die junge Dame.

„Ich bin es, Herrin,“ antwortete der Mann. „Ich bin der Tschinownik (Beamter) Jakubow und habe das Kind, meinen Ilia, nur einen Augenblick ohne Aufsicht gelassen. Ich danke Ihnen, Herrin, für Ihre Güte; geben Sie mir das Kind, Sie werden sich mit dem Blute die Kleider beslecken.“

Das junge Mädchen wehrte den Mann ab. „Sorgen Sie für Wasser,“ sagte sie. „Die Wunde des Kindes muß gereinigt und verbunden werden.“

Der Mann eilte davon, und das junge Mädchen zerriß ihr Taschentuch, um daraus einen Verband für die klaffende Wunde zu machen. Als Jakubow mit dem Wasser zurück-

kam, tauchte sie ein Stück Leinwand ein, presste es auf die Wunde und befestigte es dann geschickt mit dem abgerissenen Streifen.

Das unglückliche, geisteschwache Wesen schien die Wohlthat zu empfinden, es lachte nach kurzer Zeit schon wieder und streichelte vorsichtig und zärtlich die Hand der jungen Dame.

Jakubow aber, ein Mann ungefähr am Ende der vierziger Jahre, küßte den Kleiderärmel des jungen Mädchens. „Ich möchte um den Namen der Herrin bitten,“ erklärte er dann, „die uns so Gutes gethan hat. Mein Ilia ist ein armes Geschöpf, um das sich Niemand kümmert, vor dem Alles sich entsetzt, und dem Sie, Herrin, allein Gutes erwiesen haben. Ich fahre mit ihm nach Kiew, um dort an den Gräbern der Heiligen für ihn zu beten. Vielleicht, daß die lieben Heiligen ein Wunder thun, und er doch noch gesund wird. Nennen Sie uns Ihren Namen, damit wir für Sie ebenfalls beten können.“

Das Mädchen zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Ich heiße Anna Wladimirowna. Ich wünsche euch guten Erfolg für eure Gebete und will euch dankbar sein, wenn ihr in diesen auch meiner gedenkt.“

Sie holte aus ihrer Tasche eine Blechbüchse mit allerlei Zuckerwerk und Näsereien hervor, wie sie die russischen Damen stets bei sich tragen, und beschenkte Ilia, während dessen Vater freudestrahlend daneben stand, innig beglückt, daß die junge Dame mit dem gnomenhaften Kinde in so liebevoller Weise verkehrte. Ihm war ja dieses häßliche Wesen, vor dem sich Alles scheute, lieb; war es doch sein Kind, das er doppelt liebte, seiner Hilfsbedürftigkeit, seines unglücklichen Looses wegen. —

Während Ilia Zuckerwerk schmauste und dabei vor Freude freisetzte, trocknete sich Jakubow die Thränen aus den Augen. Niemand kümmerte sich mehr um ihn, denn Alles schaute nach vorn. Man näherte sich der letzten Station vor Kiew, dem Ziele der Fahrt.

Diese Haltestelle war Sucholuzie, wo ein Theil der Pilger das Schiff verließ, um zu Fuß in Kiew einzuziehen. Sie hielten es für verdienstlicher, diesen Rest des Weges trotz der heißen Sonnengluth zu Fuß zurückzulegen.

Mit Ilia auf dem Arm verließ auch Jakubow den Dampfer. Noch von der Landungsbrücke her winkte der lustig freisichende Ilia seiner jungen Freundin einen Abschied zu, und mit tiefen Verbeugungen und Bücklingen dankte Jakubow.

Anna Wladimirowna war auf das Oberdeck zurückgekehrt. Noch stand sie, das Gedränge der Aussteigenden beobachtend, als eine Männerstimme neben ihr spöttisch sagte: „Sie haben da eine merkwürdige Eroberung gemacht, mein Fräulein. In der That, Sie verstehen es, alle Herzen zu gewinnen.“

Anna betrachtete den Sprecher, der die Uniform eines Grenadieroffiziers trug, dann wendete sie sich mit den kurzen Worten: „Ich muß Ihre Ironie ebenso ablehnen, wie die Huldigungen, die Sie mir zu erweisen so freundlich waren —“ nach der anderen Seite des Verdecks hinüber.

Der Offizier trat zurück, sein Gesicht wurde bluthroth, und zornig blitzte es in seinen Augen auf. „Sie werden diese Worte bereuen, Anna Wladimirowna!“ murmelte er.

Das heilige Kiew, welches am Flußufer sich terrassenförmig erhebt, tauchte endlich auf, und die gewaltigen goldenen Kuppeln der vielen Kirchen, die in dem Glanz der Abendsonne flimmerten, nahmen Aller Aufmerksamkeit gefangen.

Der Dampfer legte an, und der größte Theil der Reisenden verließ ihn augenblicklich. An der Landungsbrücke fand Anna Wladimirowna

einen Diener, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte und den Ärmel ihres Umhanges küßte.

„Was macht der Vater?“

„Der gnädige Herr ist wohl auf. Er freut sich, daß das gnädige Fräulein ankommt.“

Der Diener holte das Gepäck von dem Dampfer herunter und geleitete Anna Wladimirowna nach einem Gasthose, der in der Nähe lag, und bereits wenige Minuten später stand das junge Mädchen vor ihrem Vater, einem hochgewachsenen Manne mit grauem Haar, dem man es sofort ansah, daß er Soldat gewesen war.

Baron Wladimir Papow hatte den größten Theil seines Lebens im Heere gedient und als Offizier die Zinsen seines Gutes verzehrt, das an der litauischen Grenze lag. Als seine Frau gestorben, als die Ausbildung der einzigen Tochter in Petersburg vollendet war, sehnte sich Papow nach Ruhe, zumal die Aussichten auf den Generalsrang immer ungünstiger wurden; er hatte noch eine Menge Vordermänner, Leute, die sich großer Protektion erfreuten, und so konnte es nicht Wunder nehmen, wenn er sich in den letzten Jahren auf sein Gut zurückgezogen hatte, dessen Ertrag er durch eigene Bewirthschaftung zu vergrößern suchte.

Vater und Tochter begrüßten sich zärtlich.

„Weißt Du, wen ich auf dem Dampfer getroffen habe?“ fragte Anna lachend. „Den Lieutenant Sokolew.“

„Und wie fiel die Begegnung aus?“ fragte Papow, augenscheinlich sehr gespannt.

„Sehr kühl,“ entgegnete Anna. „Er versuchte sich mir wiederholt zu nähern, ich habe ihn indeß abgewiesen. — Nun aber, wie steht es bei Dir, Väterchen? Warum hast Du mich eigentlich hierher kommen lassen? Ich nehme an, daß Deine Geschäfte gut abgelaufen sind, und daß Du Alles erledigt hast, was Du wolltest.“

Papow's Gesicht verfinsterte sich, und er sagte langsam und zögernd: „Leider nicht, mein liebes Kind. Ich habe Dich vielmehr hierher kommen lassen, weil wir nach Petersburg reisen müssen, und ich nicht wollte, daß Du schutzlos zu Hause seiest.“

„Schutzlos?“ erklärte Anna. „Welche Gefahr hätte mir drohen sollen?“

„Ich will Dich aufklären,“ sagte Papow, „und Du wirst mich dann vollständig verstehen. Als mir vor einigen Wochen unser Nachbar, der Adelsmarschall Sokolew, im Namen seines Sohnes mittheilte, daß dieser Deine Hand wünsche und hoffe, von Dir eine zusagende Antwort zu bekommen, legte ich die Entscheidung in Deine Hände. Du hast die Bewerbung des jungen Sokolew abgewiesen, und ich mache Dir nicht den geringsten Vorwurf daraus, obgleich ich wußte, daß die Sokolews diese Abweisung nicht ruhig hinnehmen würden. Und in der That, meine Befürchtung war gerechtfertigt. Dank den Verbindungen, die ich hier in Kiew habe, Dank den Freunden, die ich mir hier unter den Beamten gehalten, und die ich theuer genug bezahle, ist mir eine Warnung zugegangen, auf welche hin ich hierher gereist bin. Du weißt, der Adelsmarschall hat die Obliegenheit, über den Stand und Werth der Güter in seinem Bezirk zu berichten, wenn auf denselben Staatsgelder oder Pfandbriefe in größerer Menge ruhen. Sokolew hat seinen Einfluß benützt, um über die Bewirthschaftung meines Gutes und dessen Werth so außerordentlich ungünstige Berichte einzureichen, daß ich direkt vor einer Katastrophe stehe. Es ist, während wir in Petersburg lebten und unsere Ausgaben sehr groß waren, eine größere Anzahl von Pfandbriefen auf das Gut eingetragen worden, und dadurch hat die Regierung das Recht, mich in meiner Bewirthschaftung zu überwachen. Vernachlässige ich das Gut, oder wirft dasselbe nicht mehr den Ertrag ab wie früher, so kann sie die Pfandbriefe ohne Weiteres kündigen,



und kann ich die Summe nicht zahlen, so wird das Gut versteigert und geht für den Preis der Pfandbriefe in andere Hände über. Es handelt sich um eine Summe von ungefähr vierzigtausend Rubel, die ich jetzt nicht aufreiben kann. Es ist dies momentan der ungünstigste Augenblick, in vier Wochen wäre ich in der Lage ruhiger über die Sache zu denken. Wir befinden uns kurz vor der Ernte; ist die Ernte erst vor sich gegangen, und habe ich meine Feldprodukte verkauft, so bin ich in der Lage, einen Theil der Pfandbriefe einzulösen, und wir müßten dann sehen, wie wir uns durch Sparsamkeit über die nächsten Jahre hinweghelfen. Es kommt aber noch etwas Anderes hinzu, was ich Dir, mein Töchterchen, bisher verschwiegen habe. Ich stehe schon lange in Unterhandlungen wegen des Verkaufs meines Gutes, und eine Gesellschaft aus Riga, welche in der Gegend große Wälder angekauft hat, will das Gut erwerben, um auf demselben eine Dampfzementmühle und ein Holzlager zu errichten. Ich habe mich zu dem Verkauf des Gutes bereit erklärt, wollte aber natürlich erst die Ernte ausnutzen. Die Uebergabe des Gutes sollte also in acht Wochen erfolgen. An diesen acht Wochen hängt Alles."

"Nun, dann wird ja auch noch Alles gut werden."

"Ich habe mir ebenfalls die Sache nicht so schlimm gedacht, wie sie ist; ich bin hierher nach Kiew gekommen in der festen Ueberzeugung, daß es möglich sein würde, alle Maßregeln gegen mich, insbesondere die Kündigung der Pfandbriefe, um einige Monate hinauszuschieben. Aber Sokolew's Einfluß ist hier mächtiger gewesen, als die Freundschaft der Beamten, die sonst meine Partei nehmen. Die Sache ist bereits vom Gouvernement an das Ministerium nach St. Petersburg gegangen, und dort liegt die Angelegenheit. Die Gefahr ist vorhanden, daß sie sehr rasch erledigt wird. Dann bin ich zu Grunde gerichtet. Es gibt nur eine Möglichkeit, das Unglück aufzuhalten: ich muß selbst nach Petersburg gehen und dort durch Geldopfer und durch Ausnutzung von Bekanntschaften aus früherer Zeit die Entscheidung hinauszögern oder aufzuheben suchen. Dich ließ ich kommen, weil ich fürchtete, Sokolew könnte in meiner Abwesenheit irgend welche Niederträchtigkeit gegen Dich in's Werk setzen. Es ist kein Zweifel, daß der junge Sokolew Dir nachgereist ist, um noch einmal einen Versuch der Annäherung zu machen. Ich tadele Dich nicht, daß Du ihn zurückgewiesen hast, aber wir müssen nun die Folgen tragen. Sobald ich hier mit meinen Geschäften zu Ende bin, reisen wir nach Petersburg ab."

## 2.

Seit acht Tagen wohnte Baron Papow mit seiner Tochter in Petersburg in der Großen Gartenstraße, wo er eine möblierte Wohnung gemiethet hatte, die man dort für Tage oder Wochen haben kann. Baron Papow wollte sich direkt an den Minister des Innern wenden. Wenn er diesem seine Verhältnisse klarlegte, hoffte er wenigstens Ausstand bis nach der Ernte zu bekommen.

Baron Papow's Hoffnungen wurden schnell bedeutend herabgestimmt. Seine Gegner waren bereits vor ihm tüchtig an der Arbeit gewesen, überall fand er zwar freundliche Versicherungen, aber keine Hilfe. Der Zugang zum Minister wurde ihm durch die von seinen Gegnern bestochenen Kanzleibeamten unmöglich gemacht, wenigstens auf's Aeußerste erschwert. Es wollte ihm daher nicht gelingen, eine Audienz zu erlangen.

Anna befand sich in sehr bedrückter Gemüthsstimmung, zeigte aber dem Vater stets ein heiteres Gesicht, suchte ihn auch aufzuheitern, so viel es ging. Sie verwendete ihre Zeit zu

Spaziergängen, auf denen sie sich unausgeseht mit dem Schicksal beschäftigte, das ihr und ihrem Vater bevorstand.

An einem Nachmittage, als sie wieder ihren gewohnten Spaziergang machte, fühlte sie sich plötzlich am Kleide gezerrt. Sie blickte herunter und entdeckte, daß es nicht ein Hund sei, wie sie zuerst angenommen hatte, sondern ihr Freund Zlia, der kleine Blödsinnige, dessen Bekanntschaft sie auf dem Dampfer gemacht hatte. Im nächsten Augenblicke trat auch schon der Tschinownik Jakubow heran. „Verzeihen Sie, Baronesse," sagte er, „die Ungezogenheit des Kindes, aber ich weiß nicht, was in den Jungen gefahren ist. Ich war mit ihm auf den Markt gegangen, um ihm eine Freude zu machen. Da, als wir hier in die Anlagen kamen, ließ er plötzlich meine Hand los und lief auf Sie zu. Er hat Sie erkannt."

Anna war gerührt von der Anhänglichkeit des unglücklichen Kindes; sie beugte sich zu Zlia herab, nahm ihn auf den Arm und redete ihm freundlich zu. Jakubow folgte ihr und schien nicht wenig stolz zu sein, daß sich die junge Dame mit dem unglücklichen Kinde so zärtlich beschäftigte.

"Sie leben in Petersburg?" fragte Anna.

"Jawohl," sagte Jakubow, „ich habe eine Anstellung im Ministerium des Innern. Ich bin seit drei Tagen wieder zurück von Kiew; Sie glauben nicht, Baronesse, wie oft das Kind sich Ihrer erinnert hat!"

"Das ist lieb von dem kleinen Zlia," sagte Anna. „Aber woher wissen Sie, wer ich bin? Ich nannte Ihnen, so viel ich weiß, auf dem Dampfer nur meine Vornamen."

Jakubow verbeugte sich lächelnd. „Ich sah die gnädige Baronesse mehrmals in der Nähe des Ministeriums mit ihrem Herrn Vater. Der Herr Baron hat, so viel ich weiß, Geschäfte bei uns."

"Leider!" sagte Anna, deren Heiterkeit unwillkürlich schwand, als sie an das Unheil dachte, das ihren Vater und sie bedrohte.

"Nun, wie Gott will, man muß das Beste hoffen, gnädigste Baronesse!"

Kurz nach dieser Begegnung kam der entscheidende Tag. Baron Papow war es endlich geglückt, eine Audienz beim Minister zu erhalten, und er hoffte von seinem Vortrage Alles.

Anna blieb in heftiger Sorge, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, im Hause zurück.

Endlich, nach langem, bangem Harren hörte sie des Vaters Schritt auf der Treppe und öffnete ihm selbst die Thür. Das Gesicht des Eintretenden war bleich, und ein eigenthümliches trübseliges Lächeln lag auf demselben.

Er beherrschte sich offenbar. Als er in das Zimmer gekommen war, stellte er seinen Hut fort, streifte die Handschuhe ab und warf sie hinein, dann fuhr er mit der Hand über das Gesicht, als wolle er dort etwas verjagen, und sagte, sich mühsam beherrschend: „Ich habe Unglück gehabt, mein Herzenskind, ich bin zu spät gekommen. Vorgestern hätte ich mich noch retten können. Der Minister hat mich sehr freundlich empfangen, hat meinen Vortrag angehört und mir dann gesagt, daß die Entscheidung in dieser Angelegenheit nicht ihm selbst, sondern dem Dekonomie departement zustünde. Er hat den Direktor dieses Departements zu sich rufen lassen, und dieser hat aus dem Register nachgewiesen, daß die Entscheidung zu meinen Ungunsten vorgestern bereits gefällt und gestern abgegangen ist. Der Antrag des Gouvernements, mir wegen schlechter Bewirthschaftung die Pfandbriefe sofort zu kündigen und im Falle der Nichtzahlung das Gut zur Versteigerung zu bringen, ist für begründet erklärt und die diesbezügliche Entscheidung nach Alexandrowsk an den Adelsmarschall Sokolew abge-

gangen. Es ist nur nothwendig, daß er beim Gouvernement die Entscheidung präsentirt, um innerhalb acht Tagen mich aus meinem Besitz verdrängt zu haben, und daß er dies thun wird, ist gar keine Frage. Was soll nun aus Dir werden, mein geliebtes Kind?"

Der Baron zog die Tochter an sich und küßte sie zärtlich.

"Sei ruhig, Vater!" tröstete Anna. „Um mich mache Dir keine Sorgen. Ich bleibe immer bei Dir und tröste und pflege Dich, führe selbst die Wirthschaft und werde mit Deiner Pension schon auskommen. Und bekomme ich keinen Mann, weil ich ein armes Mädchen bin, so mache ich mir auch nichts daraus."

Es hatte schon mehrmals an die Thür geklopft, ehe Anna es vernahm. Damit Niemand den Vater jetzt störe, ging sie selbst an die Thür und fragte, was es gebe.

"Es ist ein Tschinownik da," sagte der Diener.

"Will er den Vater sprechen?" fragte Anna.

"Nein, die Baronesse."

Anna ging hinaus und fand im Vorzimmer Jakubow, der seinen besten Uniformrock mit dem grünen Sammetragen und den vergoldeten Knöpfen angelegt hatte und jetzt ganz stattlich ausah.

"Entschuldigen Sie, gnädigste Baronesse," sagte er, „wenn ich Sie störe. Ich komme aber, weil mir daran liegt, Sie zu beruhigen. Ich kenne die Angelegenheit Ihres Herrn Vaters, denn ich bin im Dekonomie departement beschäftigt. Die Entscheidung ist vorgestern erfolgt, gestern ist der Brief abgegangen."

"Ich weiß es," sagte Anna.

Jakubow lächelte. „Sie wissen noch nicht Alles. Meine Aufgabe im Bureau ist es, die Briefe in fortlaufende Listen einzutragen; dann habe ich dieselben zu schließen und mit der Adresse zu versehen. Es giebt nun mehrere Alexandrowsk in Rußland, wenn ich nicht irre, dreiunddreißig; das Alexandrowsk, nach dem der Brief bestimmt ist, liegt im Gouvernement Kiew, ich habe den Brief aber aus Versehen — Jakubow blinzelte dabei so schlau und lächelte so eigenthümlich, daß Anna stutzig wurde — aus Versehen nach Alexandrowsk im Gouvernement Tomsk adressirt. Der Brief ist gestern abgegangen und seit vierundzwanzig Stunden unterwegs. Er geht einige Tage mit der Eisenbahn und mit dem Dampfboot, dann wird er zu Wagen weiter befördert und wird in ungefähr vier Monaten in Alexandrowsk im Gouvernement Tomsk eingetroffen sein. Dort wird es sich herausstellen, daß die Adresse falsch ist, der Brief wird zurückkommen, was wiederum vier Monate in Anspruch nimmt. Dann kann er an die richtige Adresse geschickt werden, was wohl aber keinen Zweck mehr haben wird."

"Was haben Sie gethan!" sagte Anna erschreckt und doch hocherfreut. „Sie werden bestraft werden, man wird Sie verantwortlich machen für die Verzögerung!"

Jakubow lächelte wieder. „Das wird man nicht. Ein Versehen kann im Bureau immer vorkommen, besonders wenn es sich um gleichnamige Städte handelt. Man wird mir vielleicht einen Verweis ertheilen, das ist aber Alles. Ich gehöre zu den Leuten, die nur langsam fortrücken, die keine Freunde und keine Empfehlungen haben, und insofgedessen auch keine Aussichten auf die Zukunft. Mir schadet ein Verweis nichts."

Anna reichte ihm beide Hände. „Sie haben auf eigene Gefahr den Versuch gemacht, meinem Vater und mir zu helfen; wie sollen wir Ihnen dafür danken?"

Jakubow küßte die Hände Anna's ehrerbietig und sagte dann: „Ich that es um meines Zlia willen. Sie haben sich des unglücklichen Kindes angenommen, wie noch Niemand außer



seiner verstorbenen Mutter. Ich werde Ihnen das nie vergessen. Was ich gethan habe, ist nur eine Kleinigkeit, für Ihren Herrn Vater aber von großem Werth. Ich bin ein armer Teufel und werde nicht abgeneigt sein, wenn Alles glücklich abgelaufen ist, auch eine Anerkennung in irgend einer Form von Ihrem Herrn Vater anzunehmen. — Verlassen Sie sich auf mich, es wird Alles gut werden. Selbst Reklamationen von Seiten des Herrn Adelsmarschalls Sokolew hätten keinen Zweck, da ja bereits eine Entscheidung getroffen ist. Sollte also in den nächsten Wochen eine solche Reklamation eintreffen, so müßte auf dem Instanzengange eine Untersuchung angestellt werden, welche mindestens ebensovielen Wochen in Anspruch nimmt, als der falsch adressirte Brief unterwegs ist.“

Ehe Anna antworten konnte, war Jakubow verschwunden.

Jakubow's Voraussagung bestätigte sich. Niemand belästigte den Baron, Niemand dachte daran, ihm die Pfandbriefe zu kündigen, und selbst Sokolew, welcher wußte, daß die Entscheidung beim Minister lag, hütete sich wohl, anzufragen, warum dieselbe sich so lange verzögere. Wohl schwebten noch Papow und seine Tochter in Angst, bis die Ernte vorüber und die Verhandlungen mit den Rigaer Kaufleuten abgeschlossen worden waren; aber Alles ging ohne Störung vorüber.

Papow, der ein glänzendes Geschäft gemacht hatte, siedelte mit seiner Tochter ganz nach Petersburg über, um fortan dort als Rentner zu leben. Sein Erstes war es, nach Jakubow zu forschen, dem er sich dankbar bezeigen wollte.

Der Tschinownik sah viel älter und verzgrämter aus, als früher. Als ihn Anna nach

seinem Sohne fragte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

„Mein Zia ist gestorben,“ sagte er, „vor einem halben Jahre.“

„Und Sie haben keine Unannehmlichkeiten wegen der falschen Briefaufschrift gehabt?“ fragte Papow.

„Nicht die geringste.“

Der Baron forderte den Tschinownik auf, mit nach seiner Wohnung zu kommen, führte ihn in sein Arbeitszimmer und handigte ihm dort dreitausend Rubel ein. Jakubow steckte dankend die Bankbillets ein und sagte zu seiner Entschuldigung: „Wir Beamten nehmen alle Geld, die großen mehr, die kleinen weniger. Ich wünschte, in Rußland würde nie Geld für eine schlechtere Sache bezahlt, als die, für die Sie mir diese Summe geben.“



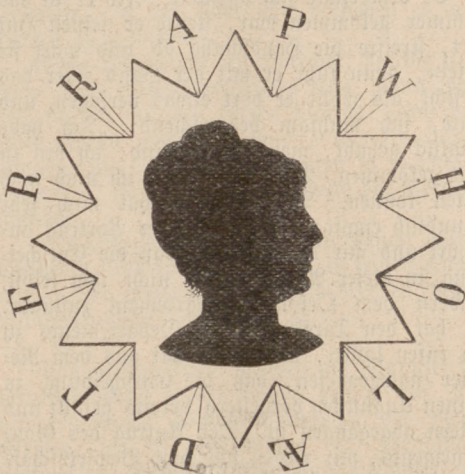
Im Hafen von Konstantinopel.

### Im Hafen von Konstantinopel.

(Mit Abbildung.)

Außer der langen Brücke über das Goldene Horn zwischen dem eigentlichen Konstantinopel und Galata-Pera theilen zwei eiserne Schiffsbrücken von Stambul, der Türkenstadt, nach der Vorstadt Galata den Hafen von Konstantinopel in drei Theile. Es sind das: der äußere Handelshafen, in dem die Postdampfschiffe vor Anker gehen; der innere Handelshafen zwischen den beiden Brücken und der jenseits der zweiten Brücke gelegene Kriegshafen. Unsere Abbildung versetzt uns in den äußeren Handelshafen, wo alle europäischen Reisenden, die sich zur See der türkischen Hauptstadt nähern, ausgeschifft werden. Im Hintergrunde auf der Höhe, gerade im Mittelpunkt von Stambul, erhebt sich die mächtige Moschee Sultan Mohammed's des Eroberers, näher dem Meere zu die Moscheen Schahzade und Laleli; links folgt der stolze Bau der Suleimanije-Moschee, rechts sieht man die Agia Sophia, daneben ein mächtiges Gebäude, worin das türkische Parlament einige Male tagte. Außerdem macht sich noch das Seraskierat mit seinem hohen Feuerturme besonders bemerkbar.

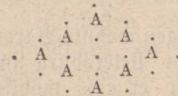
### Stern-Räthsel: „Ein Stern vom Theaterhimmel“.



Die Buchstaben der Strahlen sind so zu ordnen, daß ein Theil derselben den Namen der Heldin eines Trauerspiels, der andere Theil den Namen seiner Darstellerin ergibt.

Auflösung folgt in Nr. 21.

### Fuß-Räthsel.



In vorstehender Figur sind die leeren, durch Punkte bezeichneten Felder durch die Buchstaben C C C I L M M N N N O T T V V X so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen 1) einen Buchstaben, 2) einen männlichen Vornamen, 3) eine britische Kolonie an der Ostküste Südafrikas, 4) einen Palast in Rom, 5) ein Nahrungsmittel, 6) einen Monat, 7) einen Buchstaben bezeichnen. Die wagerechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche.

Auflösung folgt in Nr. 21. [Heinrich Vogt.]

### Logogriff.

Leht man auf's Wort mit B sich ein,  
So kommt's mit S bald hinterdrein.

Auflösung folgt in Nr. 21. [L. Ziegler.]

Auflösungen von Nr. 19: des Wälder-Räthfels: Je leichter man Bedürfnisse befriedigen kann, desto leichter gewöhnt man sich neue an; des Arithmogryphs: Rosamunde, Orden, Sonde, Andreas, Marone, Uranus, Nordsee, Dresden, Eduard; des Homonym's: Drud.

### Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung  
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.